

250 Jahre ist es her, dass – am 27. Januar 1756 – zu Salzburg ein gewisser Joannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus Mozart geboren wurde, der später noch den schönen Firmungsnamen Sigismundus mit auf den Lebensweg nahm. Die Nachwelt kennt ihn als Wolfgang Amadeus – und kennt ihn allzu gut. Seine „Zauberflöte“ führt alle Jahre wieder die Statistik der am häufigsten gespielten Opern an. Und was der breiten Aufmerksamkeit recht, ist dem wissenschaftlichen Scharfsinn billig. Mozarts Bild wird seit Jahrzehnten immer wieder überprüft, revidiert, in Frage gestellt – wobei wissenschaftliche Interpretation und Rezeption in der breiten Öffentlichkeit Hand in Hand gehen: Die Erkenntniswelle beispielsweise, die Wolfgang Hildesheimers bahnbrechendes Mozart-Buch ausgelöst hat, bekam durch Milos Formans kongenialen Film eine enorme Publizität. Und bemerkenswerterweise wurde Mozart bei all diesen Operationen der kritischen Revisionen nicht etwa anämischer, sondern im Gegenteil: noch vitaler, immer gegenwärtiger. So ist denn seit Jahr und Tag alle Jahre Mozart-Jahr. Was bleibt da 2006 noch zu feiern? Anstelle des offiziellen Jubiläumspanoramas haben wir nach den subjektiven Seitenblicken gesucht, die heutige Komponisten, Regisseure oder Autoren auf diesen Allgegenwärtigen werfen. Und haben diesen Schwerpunkt **Mozart – Seitenblicke auf einen Allgegenwärtigen** genannt.



Ein Anfang ohne Ende

Meine Mozart-Jahre – ein Kreis, der sich nicht schließt



Foto: Karl Forster

PETER RUZICKA

In Salzburg regiert derzeit die Planierwalze. Straßen und Plätze werden grundsaniert zum anbrechenden Fest-, Gedenk- und Jubeljahr, die Wege bereitet, die Bahnen geebnet – für ihn, den großen und einstmals verlorenen Sohn der Stadt: Wolfgang Amadeus Mozart. Welch ein glücklicher Zufall, dass er ausgerechnet hier zur Welt kam, denn andernfalls – ohne ihn – zählte Salzburg kaum zu den rekordverdächtigen Zentren des Massentourismus wie Prag oder Venedig, sondern wäre lediglich eines der ruhigen, unbedrängten Reiseziele im deutschsprachigen Süden wie Augsburg oder Passau, nur ein Nebenschauplatz der Musikgeschichte, trotz Muffat, Biber und Michael Haydn. Der Wahl-Salzburger Stefan Zweig freilich mochte es nicht als Zufall gelten lassen, „dass gerade der heiterste, der beweglichste, der anpassungsfähigste, der beschwingteste aller Musiker, dass Mozart hier geboren war. Die leichte Luft, die Anmut der Lustgärten, das verschnörkelte Barock der Bischofsbauten und gleichzeitig die ewige Großartigkeit der Landschaft, Mozart hat sie zur ewigen Harmonie erhoben. Auf welche Art – das ist sein unnach-

1 | Für Peter Ruzicka ein Anfang: Alfred Sierckes Inszenierung der „Entführung aus dem Serail“ 1959 an der Hamburgischen Staatsoper mit Arnold von Mill (Osmin) und Kurt Marschner (Pedrillo).

2 | Noch lange kein Ende: Stefan Herheims Salzburger Festspiel-Inszenierung aus dem Jahr 2004, die in diesem Sommer wieder gezeigt wird (Szene mit Laura Aikin und Peter Rose).

ahmliches Geheimnis, und es ist das selbe der Stadt.“

Zweifellos, solche Gedanken liegen buchstäblich nah im vielgepriesenen Salzburg. Wenn ich von meiner Wohnung auf dem Mönchsberg über die Altstadt schaue, wohlweislich in die richtige Richtung – nicht etwa hinüber zum Heizkraftwerk an der Salzach oder der Autobahntrasse bei Maria Plain –, wenn ich den Blick schweifen lasse von der Festung über die Stiftskirche St. Peter, die Marmorfassade des Doms, über Residenz und Rathaus zum Kapuziner mit dem Paschinger Schloß, in dem Stefan Zweig glücklich lebte (bis ihn die Salzburger eines Tages auf der Straße nicht mehr grüßten), wenn ich den sanften Schwung der bewaldeten Hügel betrachte, das perspektivische Spiel der nahen und fernen Türme, die barocke Linie der architektonischen Ensembles, wunderbar in die Landschaft eingepasst – stellt sich da nicht beinahe wie von selbst das Gefühl einer vollkommenen, formvollendeten, harmonischen Schönheit ein? Und der Gedanke an Mozart, der nicht zufällig hier zur Welt kam?

Doch sogleich melden sich Bedenken, Zweifel, Widerworte. Zunächst muss ich bei solchen „Landschaftsbetrachtungen“ unweigerlich an eine frühe Hörreportage von Leonard Bernstein denken, eine imaginäre Autofahrt durch die Rocky Mountains, bei deren Anblick einer der Reisenden verzückt ausruft: „Diese Berge sind reiner Beethoven!“ Woraufhin ein langwieriges Streitgespräch beginnt: Warum gerade Beethoven? Außerdem beschwört das Postkartenmotiv der intakten Salzburger Altstadt auch die skeptische Frage herauf, ob Mozarts Musik tatsächlich dem zu vergleichen sei, dem sanften Schwung der Hügel, den Türmen und Kuppeln, dem föhnblauen Himmel, dem idyllischen Rupertiwinkel nebenan. Klingt nicht bereits in seiner Salzburger Hofmusik manches ganz anders, grimmig, weltabgewandt, unge-

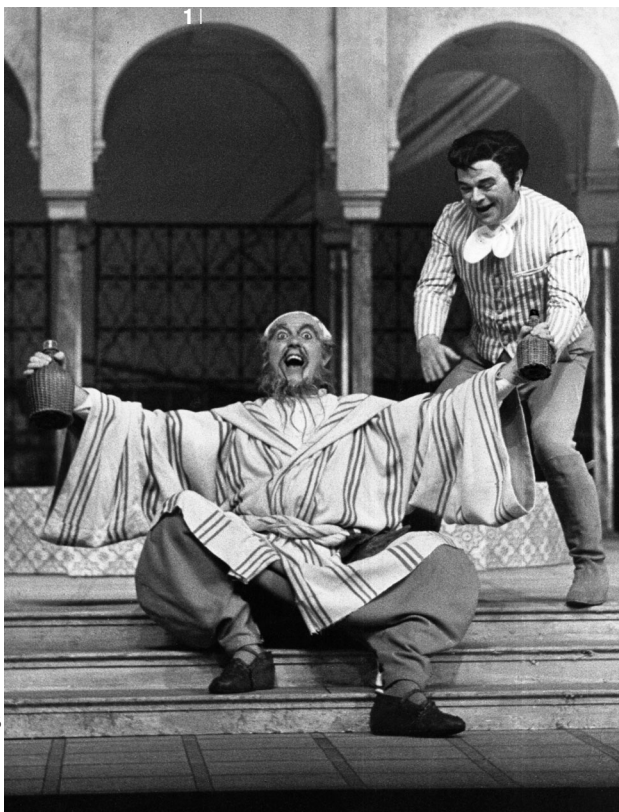


Foto: Fritz Peyer

Peter Ruzicka, der Autor dieses Beitrags, zählt zu den vielseitigsten Künstlern der internationalen Musikszene. Er ist promovierter Jurist, studierter Musikwissenschaftler und Komponist, Professor an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg, Dirigent und Intendant. Seit 2001 hat Ruzicka die künstlerische Leitung der Salzburger Festspiele, wo er derzeit ein umfangreiches Mozart-Programm vorbereitet, bei dem im Sommer 2006 anlässlich von Mozarts 250. Geburtstag alle 22 Opern, Singspiele und szenischen Fragmente auf die Bühne gebracht werden. Bereits seit 1996 leitet Ruzicka die Münchener Biennale für neues Musiktheater. Er selbst brachte 2001 seine vielbeachtete Oper „Celan“ heraus. Derzeit arbeitet er an einer Oper über Hölderlin, deren Uraufführung für 2008 geplant ist.



Foto: Salzburger Festspiele-Archiv

fällig, von subversivem Humor durchkreuzt? Und später in Wien: das d-Moll-Streichquartett KV 421, die erste Violine stimmt einen rauhen orientalischen Klagegesang an über dem Lamentobass im Cello, schroffste dynamische Kontraste verunsichern den Hörer, klangliche Härten, nervöse Unruhe, flüchtige Figuren, die Zeichen einer denkbar unsanften, so gar nicht himmelblauen und beschwingten Musik. Angeblich soll Mozart in den Noten die Schmerzensschreie seiner Frau protokolliert haben, die im Nebenzimmer von den einsetzenden Wehen gepackt wurde – Konstanze Mozart selbst hat diese befremdliche Geschichte den Neugierigen erzählt. Oder das a-Moll-Rondo für Klavier KV 511, ein nächtlicher Monolog, ein beinahe autistisches Stück musikalischer Selbstreflexion. Oder die c-Moll-Serenade für Bläser KV 388, die wie ein Schicksalsdrama mit einer düsteren Beschwörungsformel anhebt – und die schönen Salzburger Aussichten scheinen weit, weit weg.

Das Mozart-Jahr 2006 fängt an, wir aber sollten aufhören, uns selbst zu betrügen, uns weismachen zu wollen, der allgegenwärtige „Salzburger Meister“, sein Leben und Werk, Biographie und Köchel-Verzeichnis, alles sei uns bestens bekannt und tief vertraut. Trifft nicht eher das Gegenteil zu? „Je mehr man Mozart liebt, je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto rätselhafter wird seine Persönlichkeit“, gestand Hermann Hesse. „Oft scheint es, als habe Mozart mit einer verzehrenden Intensität gelebt, geliebt und gelitten, dann wieder gewinnt man den Eindruck, er habe überhaupt nicht gelebt, es sei jeder Reiz und Ruf der Wirklichkeit in diesem seligen Geist ohne Umwege sofort zu Musik geworden.“ Um aber diese Musik zu entdecken – die Musik hinter dem Mythos, die uns ihrerseits oft genug Rätsel aufgibt: Man bedenke nur die doppelbödige, gefährliche Schönheit der „Cosi fan tutte“ –, um Mozarts „Geschmack“ und „Compositionswissenschaft“, seinem „Metier“ auf die Spur zu kommen, hilft nur der paradoxe Selbstversuch einer gewollten Unbefangenheit. Kein „Zurück zu“ oder „à la manière de“, kein Historismus, sondern eine unbefangene Radikalität, das Experiment des zweiten Anfangs, das Mozart uns auferlegt.

Nikolaus Harnoncourt ist der Dirigent, in unseren Tagen, der Mozarts Partituren – gewiss nicht als einziger, aber gewiss doch mit einzigartiger Unbeirrbarkeit – von Anfang an neu liest, untersucht, ergründet, Notentext und Klanggestalt, Sprache und Aussprache der Musik, der uns die Höhenflüge und die Fallhöhe der „klassischen“ Kunst begreifen lässt. Als Intendant des Deutschen Symphonie-Orchesters lud ich ihn 1983 erstmals zu Konzerten nach Berlin ein, Mozarts frühe und späte g-Moll-Symphonie standen auf dem Programm: eine wegweisende, bahnbrechende Hör-Erfahrung, jeder Takt, jede Note wurde von einem geradezu bestürzenden Ernst erfasst, jeder Akzent, jedes Detail der Phrasierung wa-

ren bedeutsam und aussagekräftig. Mit atemloser Spannung hörten wir die „beliebte“ g-Moll-Symphonie KV 550, als wäre es das erste Mal, als wäre sie nicht tausendmal zuvor kultiviert und routiniert abgespult, hemmungslos vermarktet und zuweilen sogar verhunzt worden (und mittlerweile auch noch zum „Klingelton“ am Mobiltelefon degradiert). Allerdings regte sich damals noch vernehmlich der Widerstand: Mozart „gegen den Strich gebürstet“, so lautete das rasch und gedankenlos gefällte Urteil. Ja, selbst noch 1995, als Nikolaus Harnoncourt bei den Salzburger Festspielen den „Figaro“ leitete, provozierte er lautstarken (publizistischen) Protest und musste sich von prominentester Seite vorwerfen lassen, er habe die von Generationen begründete und geheiligte Tradition der Festspiele mit einem Schlag „vernichtet“. Im kommenden Sommer wird Harnoncourt in Salzburg wieder den „Figaro“ dirigieren, als Eröffnungspremiere im neuen Festspielhaus, dem „Haus für Mozart“, das an der Stelle des alten, „kleinen“, sichtbeschränkten und akustisch unzulänglichen Theaters errichtet wird. Mitunter führt wohl wirklich kein Weg daran vorbei, Traditionen zu „vernichten“ oder, friedfertiger formuliert, zu beenden. Und einen zweiten Anfang zu wagen.

„Vielleicht verrät sich gerade in unserer Liebe zum Abgeklärt-Schönen, etwas zum Werk Mozarts, etwas, was mit der subjektiven Haltung dieser Musik gar nichts zu tun hat: nämlich die eigene verzweifelte Sehnsucht nach einer intakten Welt angesichts einer äußerlich und innerlich tief gestörten Wirklichkeit“, schreibt Helmut Lachenmann. Die Sehnsucht nach einer intakten Welt, dieses programmatische Verlangen stand auch am Beginn der Salzburger Festspiele, als konservativer Gegenentwurf zur gestörten Wirklichkeit zwischen den Weltkriegen. Aber auf Dauer lässt sich die Realität nicht aussperren, in Salzburg nicht und nicht bei den Festspielen. Deshalb wollen wir

auch im Mozart-Gedenkjahr die Festspiele nicht als Rückreise in das Goldene Zeitalter der Klassik zelebrieren, wir wollen uns nicht aus der Gegenwart verabschieden, sondern gerade umgekehrt: Mozart nah, so nah wie nur irgend möglich, an unsere Gegenwart heranführen, uns seine Musik vergegenwärtigen, als hörten wir sie das erste Mal. Und für viele, ja die meisten der geplanten Aufführungen stimmt dieser hoffnungsvolle Vorsatz im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich werde den Festspielgästen gewiss nicht Unrecht tun, wenn ich vermute, dass sie Werke wie die Opera buffa „La finta semplice“, die Festa teatrale „Ascanio in Alba“ oder die Serenata „Il re pastore“ bislang weder gehört noch gesehen, geschweige denn im tieferen Verständnis gekannt haben.

Jeder noch so flüchtige Blick in das Köchel-Verzeichnis führt uns drastisch vor Augen, wie wenig noch wir Mozart kennen, wie wenige seiner Kompositionen tatsächlich im Repertoire verankert sind. Schon aus diesem Grund, vor allem aber aus der Vorfreude auf lohnende Entdeckungen, haben wir uns frühzeitig entschieden, bei den Salzburger Festspielen 2006 nicht der üblichen „Best of“-Kultur zu huldigen – „Mozart's Greatest Hits“ –, um statt dessen ausnahmslos das gesamte Bühnenschaffen in Szene zu setzen, von der „Schuldigkeit des Ersten Gebots“ bis zu „La clemenza di Tito“. Auch in den Konzerten werden Mozarts frühe, ausgefallene, selten bis nie gespielte Werke zu hören sein, und Künstler wie Pierre Boulez, Nikolaus Harnoncourt oder Marc Minkowski, Gidon Kremer, Maurizio Pollini, Andreas Staier oder Jörg Widmann bieten jede Gewähr, dass die „subjektive Haltung“ dieser Musik, die Wirklichkeit hinter dem Mythos, uns zu Ohren kommt, zu Herz und Verstand spricht (was die Berührung mit dem Abgeklärt-Schönen ja keineswegs ausschließt). Nicht zu hören gibt es: Beethoven, Brahms, Mahler, Strawinsky und andere Spitzenreiter der Konzert-

statistiken. Es wird nichts als Mozart gespielt: Mozart – und die Musik des 21. Jahrhunderts, Uraufführungen von Aperghis, Fernyehough, Neuwirth, Rihm, Staud und vielen Komponisten mehr, die einen durchaus eigenen (auch virtuellen) Bezug zu Mozart riskieren – mit offenem Ausgang. Chaya Czernowin wird überdies Mozarts Singpiel-Fragment „Zaide“ mit ihrem „Adama“-Projekt beantworten, gewiss nicht als Vollendungsversuch, eher als ein „Gegenbild“, ein eigenwilliges Weiterdenken in der musikalischen Sprache unserer Epoche, zweihundertfünfzig Jahre nach Mozart.

Es wäre wohl ein allzu wehmütiger und vor der Zeit resignativer Gedanke, wenn ich mir einreden wollte, dass sich für mich mit dem Salzburger Sommer 2006 der Kreis schließt. Aber der Kreis schließt sich ja nie! Mit Mozart fing alles an, 1959, als ich die „Entführung aus dem Serail“ in Hamburg sah und hörte, mein Opern-Urerlebnis – und diese Inszenierung stand 1988, als ich Intendant der Staatsoper wurde, noch immer auf dem Spielplan. Mit Mozart nahm mein musikalisch gegründetes Leben seinen Lauf, eine schwierige, unerschöpfliche, unentbehrliche Auseinandersetzung, die ich als Komponist gesucht habe (in dem Donaueschinger Auftragswerk „Erinnerung“ für Klarinette und Orchester klingen „wie von Ferne“ Spuren des Larghetto aus Mozarts Klarinettenquintett herüber) und als Dirigent nicht missen wollte: Insbesondere der späten Es-Dur-Symphonie KV 543 gilt meine Liebe, einer Partitur, die ich noch jedesmal neu kennenlernen und studieren muss, aber auch neu erfahren darf – und dem Klarinettenkon-

zert, vorzugsweise in der Originalfassung mit der Stadlerschen Bassettklarinetten, die der Musik eine ganz unverwechselbare Färbung verleiht.

Mozart stand am Anfang. Aber ein Ende ist nicht, niemals absehbar. Auch wenn ich nach dem Sommer meine Wohnung über den Dächern von Salzburg räumen und einen letzten Abschiedsblick auf die intakte Altstadt werfen werde, die Stiftskirche St. Peter, den Dom, den Kapuziner – zu Mozart kehre ich ein Leben lang zurück, aus welcher Art von Entfernung auch immer. Ich kehre zurück und breche auf in eine Musik, die mir Heimat und Glücksversprechen in einem ist, keine Flucht aus der Wirklichkeit, sondern die Stunde der Wahrheit. Ich blicke zurück und schaue voraus und weiß: Mit Mozart werde ich nie am Ende sein.



Uraufführung **Maries Fest**
von Polle Wilbert
 → **19.1.06**

© Landestheater
Detmold
 www.landestheater-detmold.de